

Sabine Appel

# Madame de Staël

Kaiserin des Geistes

Eine Biographie



beck<sup>ische</sup>  
reihe

Sabine Appel

*Madame de Staël*

Kaiserin des Geistes

Verlag C.H.Beck

---

**beck**<sup>ische</sup>  
**reihe**

## *Zum Buch*

«Kaiserin des Geistes» nannte der Schriftsteller Sainte-Beuve die vehemente Gegnerin Napoleons, und Madame de Chastenay notierte in ihren Memoiren, drei Großmächte hätten gegen Napoleon gekämpft: «England, Russland und Madame de Staël». Diese Frau ging ihren Weg. Anne Louise Germaine de Staël (1766-1817) führte ein bewegtes Leben in historisch ereignisreicher Zeit. Ihre Lebensgeschichte führt sie mitten in die Turbulenzen der Französischen Revolution, und von Napoleon wird sie 1802 aus Paris verbannt. Zweimal bereist sie in diesen Jahren Deutschland und lernt Wieland, Schiller und Goethe kennen. Mit ihrem Buch «Über Deutschland» begründete sie den Mythos von Deutschland als «Land der Dichter und Denker». Souverän entwirft Sabine Appel das Lebensbild einer engagierten und selbstbewussten Frau und zeichnet ein eindrucksvolles Porträt von Deutschland um 1800.

«Sabine Appels Biografie der Madame de Staël entdeckt eine wunderbar kluge, temperamentvolle Frau.»

*Hans Pleschinski, Die Zeit*

## *Über die Autorin*

*Sabine Appel* ist promovierte Germanistin und freie Autorin. Von ihr erschienen unter anderem Biographien Goethes und Schopenhauers. Bei C.H.Beck erscheint 2011 ihre Nietzsche-Biographie «Friedrich Nietzsche. Wanderer und freier Geist».

# *Inhalt*

## *Land der Dichter und Denker*

Eine Französin in Deutschland

## *Familienvergangenheit*

Der Bankier und die Schöngestige

## *Familie Necker, ein »Dreigestirn«*

Germaines Kindheit und Jugend

## *Krisenzeiten*

Von einer sterbenden Welt

## *Botschaftergattin von Schweden*

Madame de Staël in ihrem Pariser Salon

## *»A la Bastille!«*

Stürmische Tage

## *»Vom Einfluss der Leidenschaften«*

Liebe in Zeiten der Revolution

## *»Die Republik verbannt mich, die Gegenrevolution hängt mich ...«*

Madame de Staël zwischen den Fronten

## *Bonaparte*

Die Anfänge

## *»Ein neuer Lichtkreis ...«*

Erste Berührung mit Deutschland

## *Zerreißprobe*

Schwert gegen Geist

*Ostwärts nach Ilm-Athen*

Von deutscher Treuherzigkeit und von deutscher Betrachtung

*Aufbruch im Musentempel*

Madame in der Dichter-Eremitage

*Glanz und Gloria*

Berlin und eine dramatische Abreise

»*Mein Vaterland und mein Vermögen ...*«

Aufbruch ins Dauer-Exil

*Im Angesicht von Ruinen*

CORINNA, Italien und die Liebe jenseits der Zeit

*Die Matriarchin von Coppet*

»Große Tage«

*Trunkener Lebenstanz*

Die späteren Leidenschaften der Germaine de Staël

»*Über Deutschland*«

Ein epochemachendes Werk

*Filigranes Endspiel*

Hinausgezögerter Abschied von Frankreich

*Krise*

Auf Coppet im Gefängnis

*Eine Flucht durch Europa*

Wien – Moskau – Sankt Petersburg – Stockholm – London

*In geheimer Mission*

Germaine de Staëls diplomatische Rolle

»*Ich habe Gott, meinen Vater und die Freiheit geliebt*«

Endgültige Heimkehr

Zeittafel

Literaturverzeichnis

Bildnachweis

Register

# *Land der Dichter und Denker*

## Eine Französin in Deutschland

»Die Rheingrenze ist feierlich; indem man sie überschreitet, fürchtet man das schreckliche Wort zu hören: Jetzt bist du außerhalb Frankreichs.« Es war ein nasskalter Novembertag des Jahres 1803. Mit Skepsis und Unbehagen, fröstelnd im diesigen Nebel, blickte Germaine de Staël von französischem Boden aus auf die andere Rheinseite, von der sie noch immer nicht wusste, ob sie ihr Ziel war. Von Paris kommend, hatte sie zwölf Tage in Metz verbracht, unschlüssig, ob sie die Weiterfahrt nach Deutschland tatsächlich antreten sollte. Madame reiste unter besonderen Umständen und nicht so ganz freiwillig. Der heimische Herrscher, Frankreichs Erster Konsul Napoleon Bonaparte, hatte sie auf vierzig Meilen aus Paris verbannt, was einer Verbannung aus dem ganzen Lande gleichkam. Es war ein empfindlicher Schlag für Madame de Staël, was der Machthaber wusste. Paris war ihr Lebensnerv und nach ihrem Empfinden der Nabel der Welt. Im Falle des Heimatverlusts, so die Reisende, habe die Existenz ihre Wurzel verloren – und wo konnte Heimat sein als in Paris?! Am Ufer des Rheins trat ihr eventuell erstmals die Situation des Exils bildhaft vor Augen. Auch die Jahreszeit vermittelte nicht gerade die gefälligsten Reiseeindrücke. Bilder von Trauer und Schwermut, die winterliche Flusslandschaften auslösen, legten sich Germaine aufs Gemüt.

Anne Louise Germaine de Staël war 37 Jahre alt. Sie reiste mit einer Hand voll Bediensteter, mit zwei ihrer drei Kinder und mit dem Freund und Geliebten Benjamin Constant. Das Leben der Pariser Intellektuellen und

einflussreichen Salondame war umtriebig, gesellschaftszentriert, dicht am Siedepunkt, und es vertrug sich noch schlecht mit der behäbigen Ruhe, die das Land auf der anderen Rheinseite ankündigte. Madame kannte Deutschland aus Büchern. Sie selbst hatte es in ihrem vorletzten Buch quasi als Trägerland nordischen Dichtens und Denkens klassifiziert. Man neigte hier sehr zu stiller Versenkung, Träumerei, Denktiefe und Melancholie. Zu wünschen übrig ließ leider der gute Geschmack. In Metz hatte Madame zwölf Tage lang mit Villers über diese Dinge debattiert. Charles de Villers, ein in Deutschland lebender Franzose und begeisterter Germanophile, hatte ihr vor einiger Zeit folgenden Standpunkt verkündet: »Erlauben Sie mir, Ihnen ganz leise zu sagen, daß die Gebildeten in Deutschland über das, was man in Frankreich Geschmack nennt, erhaben sind. Diese altersschwache Gottheit unserer Boudoirs mit ihrer Fistelstimme, ihren Reifröcken und ihrer Perücke à la Ludwig der Vierzehnte ist nicht dazu geschaffen, auf dem malerischen Parnas Germaniens Platz zu nehmen. Ein Fußtritt der teutonischen Muse hat sie längst auf den Mist befördert. Diese hält eine Leier aus Eichenholz in der Hand, ihr blondes, mit Misteln bekränzttes Haar ist zum Zopf geflochten, ihr Kleid ist ein schlichtes ätherisches Gewand. Wenn ihr irgendein Gott des Geschmacks auf ihrem Fluge und ihren Wegen folgt, so ist es doch keiner mit Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen.« Gut und schön, meinte Madame de Staël: neue Gedanken und tiefe Gefühle. Aber: »Was ich in diesem Lande vermisse, ist, daß die Ideen auf die Institutionen Einfluß nehmen können und das Nachdenken zu positiven Resultaten führt.« Konnte es möglich sein, dass der Freiheitskampf der Franzosen in Deutschlands verschlafenen Kleinstaaten, in der Provinz all dieser Dichter und Denker, kaum registriert worden war? Die Reisende wollte dem nachgehen. Vielleicht gab es im

Freiheitskampf auch einen anderen Weg, der über die Denktiefe führte, über die Innerlichkeit.

# *Familienvergangenheit*

Der Bankier und die Schöngestige



JACQUES NECKER

*»Monsieur Necker liebt die Tugend, wie ein Mann seine Frau liebt, und den Ruhm, wie er seine Mätresse liebt.«* Madame de Marchais



## SUZANNE NECKER

*»Als Gott Madame Necker fertig geschaffen hatte, versteifte er sie noch innen und außen mit Stärke.«* Eine Zeitgenossin

Als Jacques Necker und Suzanne Curchod (er 32, sie 27) sich 1764 zur Ehe entschlossen, waren beide nach Auffassung der Zeit schon in mittleren Jahren und dem gängigen Heiratsalter bereits entronnen. Die Hochzeit fand in Paris statt, doch beide Ehepartner stammten aus der französischen Schweiz, dem Waadtland am Genfer See, einer lieblichen Gegend, in der die Aristokratie und das reiche Bürgertum sich in sommerlichen Erholungsaufenthalten ergingen. Jacques Necker und Suzanne Curchod waren beide über mehrere Generationen die Abkömmlinge protestantischer Pfarrersfamilien. Das protestantische Element überwog in der Region, besonders in Genf, der ehemaligen Wirkungsstätte des Reformators Calvin. Mehr als 60.000 reformierte Hugenotten hatte das Land nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 aufgenommen, darunter viele Vertreter des Uhrmacher- und Färberhandwerks sowie der Bereiche Handel und Bankwesen, was gerade dem westlichen Zipfel der Schweiz, sprachlich und kulturell von Frankreich beeinflusst, bedeutende wirtschaftliche Impulse verlieh. Ideen von Wirtschaftsliberalismus und vom Aufstieg der bürgerlichen Klasse konnten hier gut gedeihen - und Germaines Vater Jacques Necker, dessen Laufbahn vom Banklehrling in Genf über einen der reichsten Bankiers von Europa bis hin zum Pariser Staatsmann reicht, ist ein spektakuläres Beispiel dafür.

Seine Vorfahren waren brandenburgische und pommersche Pastoren. Jacques Vater Karl Friedrich Necker kam als Erzieher und Reisebegleiter des jungen Grafen Bernstorff, Sohn des Kabinettschefs des Kurfürsten von Hannover, unter anderem auch nach Genf, wo er sich

niederließ. Da der Hannoversche Kurfürst später als Georg I. den englischen Thron bestieg, erhielt Karl Friedrich Necker (der sich bald »Charles Frédéric« nannte) monarchische Protektion auf direktem Wege und übernahm mit einem Jahresgehalt von 200 Pfund die Leitung eines Pensionats für junge Engländer in Genf. Später bekam er einen Lehrstuhl für öffentliches Recht an der Genfer Akademie und heiratete zu guter Letzt noch in die obersten Kreise der Stadt ein, als er Jeanne Gautier, die Tochter des Ersten Syndikus der Republik, ehelichte und damit auch die begehrten Genfer Bürgerrechte erwarb.

Den beiden Söhnen Louis und Jacques stand nun nichts mehr im Wege. Louis, der ältere, durchlief eine illustre Laufbahn mit Höhen und Tiefen: Mathematik-Professur und eine einflussreiche, vermögende Heirat, der Verlust beider Errungenschaften, ein Eifersuchtsdrama mit weitreichenden Folgen, der Weggang aus Genf und die Rückkehr, beides aufsehenerregend und in ehrenvoll erworbenem Reichtum endend. Sein Bruder Jacques wirkte daneben wie die schlichte und biedere, fleißige und dabei unprätentiöse Variante dieser noch frischen Genfer Familienabkunft. Ihm stand nicht der Sinn nach höheren akademischen Weihen und auch nicht nach glanzvollen Nahzielen. Mit fünfzehn Jahren verließ er die Schule und trat als Kommis in das Genfer Bankhaus Isaac Vernets ein. Dort arbeitete er solide und pflichterfüllt. Sein bescheidener Fleiß, mit dem wohl von Anfang an eine besondere Faszination, ein Händchen fürs Bankgeschäft, für Kredite und Wertpapiere einherging, zahlte sich aus, und der junge Jacques Necker wurde nach zwei Jahren Banklehre in die Pariser Filiale des Hauses versetzt. Noch über die kommenden Jahre zog sich sein unermüdlicher Arbeitseifer ganz unauffällig dahin. Im Stillen indes hatte Jacques längst all seine erworbenen Kenntnisse verinnerlicht, die er später auf dem Finanzmarkt im großen Stil einsetzen sollte. Noch in Genf schrieb der jugendliche

Kommis einem Freund, er besitze ein kleines Kapital von 100 Livres (ein Sechstel seines bescheidenen Jahresgehalts) und wolle sich mit diesem gerne an einem Geschäft beteiligen - womit er den Freund um einen aktuellen Kurszettel bat.

1756 verwandelte Isaac Vernet seine Bank in eine Kommanditgesellschaft und machte den begabten und umsichtigen Necker, nicht seinen verschwenderischen Neffen zum Teilhaber. Die Geschäfte, die Necker in der Folge auf dem Überseemarkt, im Getreidehandel, mit Frachtschiffen und Wertpapieren tätigte, liefen teils über die Bank, teils auch unabhängig davon. Seine erste Million machte er bei einem gewagten Spekulationsgeschäft mit französischen Effekten in Kanada. Einigen Quellen zufolge soll es dabei vonseiten Neckers auch nicht ganz redlich zugegangen sein. Es wurde behauptet, er habe seine Informanten mit einem Bluff ausgetrickst und ihnen die versprochene Beteiligung an dem millionenschweren Gewinn vorenthalten. Da er nun aber einmal im Besitz eines nicht unbeträchtlichen Grundkapitals war, konnte er dieses auch weiterhin einschleusen und sein Vermögen recht mühelos multiplizieren.

Die Zeit bot Privatfinanziers ganz gewaltige Chancen. Ein derart marodes System wie der französische Staatshaushalt in der Endphase der absolutistischen Monarchie war auf private Kreditgeber angewiesen, und je maroder dieser öffentliche Haushalt durch gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Diskrepanzen, die Verschwendungssucht des Hofes und der Aristokratie insgesamt sowie durch eine korrupte Verwaltung wurde, umso größer wurden die Gewinnmöglichkeiten privater Bank- und Handelshäuser, die meist aus dem protestantischen Norden, vor allem Holland, Flandern oder eben der Handels- und Bankenstadt Genf kamen. Ein mittelalterliches Vorurteil hielt nämlich das katholische Frankreich noch lange Zeit davon ab, Geld als Ware zu

betrachten und dafür Zinsen zu verlangen, und so besaß Frankreich zunächst kein eigenes funktionierendes Banksystem. Es bildete sich erst später allmählich heraus und bestand vorläufig weitgehend aus den Pariser Filialen der ausländischen protestantischen Häuser.

1750 war der siebzehnjährige Jacques Necker als kleiner, aber vielversprechender Angestellter von Vernets Bank in die französische Hauptstadt gekommen. Fünfzehn Jahre später - Vernet hatte sich, altersbedingt, inzwischen aus dem Geschäft zurückgezogen - wurde er zum alleinigen Direktor der Bank, während Vernets Neffe die Londoner Filiale übernahm. Necker war 32. Bei all seinem Vermögen - ein Mann von Welt war er nicht. So sehr ihn seine Tochter Germaine auch später zum Idol verklärte (und zu einem Idol gehört selbstredend Weltläufigkeit): Jacques Necker war eine biedere, wenn nicht gar trockene Erscheinung, die mehr vom Stubengeruch schlecht gelüfteter Comptoirs geprägt war als vom Gesellschaftsparkett der Metropole Paris. Dass er sich eben nicht als junger Mann, so wie andere, von den verführerischen Zerstreungen dieser Metropole hatte einnehmen lassen, sondern unaufhaltsam und zäh an seinem Aufstieg gearbeitet hatte, war schließlich ein wesentlicher Grund für seinen spektakulären Erfolg.

Als Necker Suzanne Curchod traf, hatte er wohl noch nicht allzu viele Erfahrungen darin, auf Freiersfüßen zu wandeln. Er hatte bisher auch schlicht keine Zeit dazu gehabt. Schwerfällig war er und schweigsam - im Grunde das Gegenteil dessen, was man in dieser Zeit der überfeinerten Salonkultur, im französischen Rokoko, von einem sprühenden Geist der Gesellschaft erwartete. Germaine, die in diese Sphäre der raffinierten, bravourösen Konversation hineinwuchs und eine unübertreffliche Kunstfertigkeit darin entwickeln sollte, hatte früh den eigenwillig unkonventionellen Gegenpol zu diesen Geschmackszwängen in Gestalt ihres Vaters vor Augen.

Schon damals begann man, der Überzüchtungen überdrüssig, nach neuen Mustern zu suchen, zunächst bei den zur Skurrilität neigenden Engländern und später bei den tiefsinnigen Deutschen. Wenn also der Hausherr im Salon seiner Frau, in dem es namentlich darum ging, dass er gesellschaftlich vorgeführt wurde, sich nicht weiter an den bravourösen Gesprächen beteiligte, sondern nur nachdenklich durchs Zimmer lief, am Daumen lutschend, nur hier und da einen Kommentar abgebend, dann hielt man sein Schweigen für besonderen Tiefsinn und ließ ihn gewähren.

Die Porträts zeigen Jacques Necker ausnahmslos in der Aufmachung der höfischen Zeit: Zopfperücke, Rüschenhemd und eine samtene Weste. Als die gepuderten Perücken längst abgelegt waren, trug Necker noch immer eine enorm aufgetürmte Frisur, die auf seine Umgebung grotesk wirkte. Er war groß und kräftig, besaß starke Augenbrauen und die Neigung zum Doppelkinn; das Gesicht wirkt leicht aufgedunsen. Auf einem Gemälde von Duplessis, das auf dem Höhepunkt seiner politischen Karriere entstand, hat Necker in Mimik und Gestik schon den Habitus eines Staatsmannes: Eine freie Körperhaltung, die Umgebung durchmessend, ein überheblicher Blick und ein zynischer Zug um die Mundwinkel offenbaren sich dem Betrachter. Seine schweigsame, aber von stillem Ehrgeiz getriebene Natur hatte sich ihren Platz in der Welt schon erobert.

Suzanne Curchod, die spätere Madame Necker, war eine Pfarrerstochter aus einem Dorf am Fuße des Jura, zwischen Genf und Lausanne. In ihrer Art und Erscheinung war sie von Beginn an nichts weniger als das. Zwar von Hause aus arm, wuchs sie doch in dem Bewusstsein auf, für Höheres geboren zu sein, und ihr Vater, der Dorfpfarrer und Abkömmling französischer Hugenotten, trug mit einer exzellenten Erziehung seiner Tochter nicht wenig zu dieser Auffassung bei. Suzanne erhielt Unterricht in den alten

Sprachen Griechisch und Latein, die sie bereits als junges Mädchen fließend beherrschte, in Mathematik und Naturwissenschaften, Malen, Geige und Cembalo. Da sie zudem eine außerordentliche Schönheit war, lenkte Suzanne ihr Augenmerk früh aus dem Jura-Dorf hinaus in die größere Welt, die in diesem Fall eben Lausanne war, das Nächstgelegene, aber doch eine Stadt mit gesellschaftlichen und kulturellen Anziehungspunkten. Die jungen Leute hatten sich hier zu geselligen Zirkeln zusammengefunden, die poetische Namen trugen, sich mit Dichtung, galantem Geplänkel und dem einen oder anderen gesellschaftsrelevanten Thema beschäftigten.

Schon früh war Suzanne für emotionale Konflikte empfänglich. Als kapriziös wird sie beschrieben, als faszinierend in Erscheinung und Auftreten, doch auch ihre zahlreichen Verehrer können den Zug von Steifheit und Künstlichkeit nicht verleugnen, der Suzanne anhaftete. Die calvinistische Strenge ihres Elternhauses und die sublimen Höhen der schönggeistigen Kreise, die auch die ein wenig frivole Galanterie des Hofes in bescheidenem Maße nachahmten, Widersprüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit - »la belle Curchod«, wie sie genannt wurde, schaffte da keine gesunde Synthese. Auch Suzanne wurde, als Madame Necker, in späteren Jahren, von Duplessis porträtiert: reinstes Rokoko, in weiß-silberner Gaze, Rüschen und Puderperücke, sehr schlank, edle Züge, feingliedrig, zurückgenommen, in geradezu aristokratischer Haltung. Germaine de Staël, die nichts von der Schönheit und Eleganz ihrer Mutter geerbt hatte, dafür aber - gleichsam im Gegenentwurf - dieser strengen Form ein unbekümmertes Maß an Natürlichkeit und gesunder Vitalkraft entgegensetzte, ist gewissermaßen das rebellische Produkt dieser komplizierten und von Prätentionen versteiften Grande Dame auf zunächst deutlich zu kleinem Parkett.

Eine unglückliche Liebesgeschichte brachte Suzanne um das zwanzigste Jahr und lange darüber hinaus in eine nachhaltige Krise. Ihr Erwählter war der junge Engländer Edward Gibbon, der auf einer Continental Tour in Lausanne stecken geblieben war und Suzanne, der Kühlen und Schönen, erfolgreich den Hof machte. Der spätere Verfasser des voluminösen Werks AUFSTIEG UND FALL DES RÖMISCHEN REICHES war bemerkenswert geistreich und bemerkenswert hässlich – ein Umstand, von dem selbst geschönte Porträts einen hinreichenden Eindruck vermitteln. Er war wohl zu dieser Zeit noch nicht ganz so fett wie in späteren Jahren, als er nach einem Kniefall vor einer angebeteten Dame nicht mehr aufstehen konnte, worauf ihm ein Diener zu Hilfe kam. Doch die Grundproportionen – ein aufgeschwemmter, fülliger Leib auf kurzen, dünnen Beinen, ein viel zu großer Kopf, Hamsterbacken, das Gesicht ebenfalls aufgeschwemmt – waren bei dem jungen Mann, den Suzanne 1757 in Lausanne kennen lernte, bereits vorhanden. Als leicht verschrobener Engländer war er zudem geradezu ein Modephänomen der literarischen Gesellschaft des Kontinents, und so verkörperte er möglicherweise für die gebildete Suzanne mehr eine ästhetische Größe als irgendetwas anderes sonst. Ihre Umgebung konnte weder ihre Wahl nachvollziehen noch die Dimensionen des Dramas ermessen, das sich in den folgenden Jahren zwischen den beiden abspielte. Gibbon warb zwar um Suzanne, war aber unentschieden und ließ sich bereits nach dem ersten ablehnenden Veto seines Vaters in England, der gegen eine Heirat seines Sohnes mit einer Ausländerin, zudem einem mittellosen Schweizer Pfarrersmädchen war, unwiderruflich entmutigen. Lange ließ Gibbon Suzanne über alles im Unklaren, bis er schließlich in melodramatischen Worten die Szenen und Stimmungen schilderte, die ihn zum Schreiben des Briefes mit fraglichem Inhalt bewogen: »Ich nehme die Feder zur

Hand, ich lege sie wieder hin, ich nehme sie wieder auf. Sie merken schon, was ich zu sagen im Begriff bin. Ersparen Sie mir den Rest.« Rückblickend heißt es dann: »Ich seufzte als Liebender, ich gehorchte als Sohn.« Suzanne war untröstlich. Der empfindliche Schlag eines so leicht zu entmutigenden Geliebten, der noch nicht einmal den Versuch machte, um sie zu kämpfen, vermischte sich mit sozialen Ressentiments, denn zum ersten Mal wurde ihr wohl auch der Makel ihrer bescheidenen Herkunft bewusst, trotz ihrer herausragenden Anlagen, die darüber hinwegtäuschen konnten. Als schließlich ihr Vater starb und der Familie nichts hinterließ, zog sie mit ihrer Mutter nach Genf und verdingte sich als Privatlehrerin, um den Lebensunterhalt für sich und ihre Mutter zu verdienen. Gibbon war mittlerweile nach England zurückgekehrt, kam Jahre später aber wieder zurück, und das Desaster ging damit von vorne los. Suzanne, die durch ihr Liebesleid wohl den letzten Rest natürlicher Spontaneität einbüßte, stürzte sich in der Zeit mehr denn je ins gesellige Treiben der Gegend und spielte weiterhin mit Bravour, filigran und sehr keusch die Rolle der umworbenen Dame, was Gibbon ihr vorwarf und – nicht ganz zu Unrecht – für Verstellungskunst hielt, eine höchst abscheuliche jedoch, wie er meinte, die ihm, wie so vieles andere auch in seiner »absonderlichen Affäre«, die Augen über den Charakter der Frauen geöffnet habe. Die Sache war gründlich verkorkst, auch ohne den englischen Vater, der die Verbindung missbilligte. Suzannes Verhärtungen, die sie später so unnahbar machten, ihre übermäßige Betonung der äußeren Form und die beinahe calvinistische Zucht im Innern trotz weltlichen Flitters um sie herum, haben so einige Ursachen; die achtjährige Affäre Gibbon ist eine davon.

Suzannes Erziehungsleistungen bei wohlhabenden Familien hatten sich inzwischen herumgesprochen, und so verschaffte ihr ihr Freund Moulton, der Geistliche, der sie schon bei Rousseau und bei Voltaire in Fernay eingeführt

hatte, eine interessante Beschäftigungsmöglichkeit, die sie aus ihren fatalen Genfer Verhältnissen herausriss und der Beginn eines neuen Lebensabschnitts war: Die schöne und reiche Witwe Germaine de Vermenoux aus Paris (Suzannes Tochter sollte von ihr ihren Namen erhalten) war vorübergehend in Genf, um einen berühmten Modearzt zu konsultieren. Die Dame suchte eine geeignete Erzieherin für ihren achtjährigen Sohn, war von Suzanne überaus angetan und nahm diese mit nach Paris. Ein beträchtlicher Szenenwechsel. Die arme Pfarrerstochter, die schon lange mit der Bildungselite ihres Umfeldes und in adeliger Gesellschaft verkehrte, kam ins mondäne Paris - allerdings, wie sie empfindlich zu spüren bekam, in untergeordneter Stellung. Spannungen mit der Hausherrin blieben nicht aus. Suzanne war im Hause der Vermenoux eine Angestellte, bei all ihren offenkundigen Gaben. Auch wirtschaftlich blieb sie auf erniedrigende Weise abhängig. Bereits in den ersten zwei Wochen ihres Paris-Aufenthalts hatte sie mehr als die Hälfte ihres Jahreseinkommens für Garderobe und Galanteriewaren ausgegeben, um auch nur einigermaßen mit der Pariser Eleganz, der sie verpflichtet war, mithalten zu können.

Jacques Necker tauchte eines Tages im Hause der Vermenoux auf, da er die Witwe in Geldangelegenheiten beriet. Es fiel ihm ein, um die schöne Dame zu werben, da eine adäquate Heirat eigentlich das Einzige war, was ihm auf seinem Erfolgsweg noch fehlte. Madame zollte dem versierten Bankier allen Respekt, doch als Kavalier war er nicht unbedingt der Geeignete, um ihr Herz zu betören. Finanziell unabhängig war sie auch so, und die verwöhnte Frau sah sich kaum in der Notwendigkeit, eine Heirat um jeden Preis einzugehen. Sie fand Necker langweilig und ließ ihn das wohl auch spüren. Der aber fand sich immer öfter mit der Gesellschaftsdame und Erzieherin des Hauses, die ebenfalls seiner Genfer Heimat entstammte und ihrer Herrin in puncto Schönheit und Bildung nicht

nachstand, in den Vorzimmern zu Madame de Vermenoux allein gelassen, und so entspannen sich zwischen ihnen die Bande.

Das gemeinsame Lebensprojekt, dem sich Suzanne Curchod und Jacques Necker auffällig schnell nach ihrer ersten Begegnung versprachen, kam einer raschen Eingebung gleich, die weder mit betörender Liebe noch mit dem Begriff einer Vernunftverbindung wirklich auf einen Nenner gebracht werden kann. Für die Ziele und Werte, die beide verfolgten, war die Verbindung das Optimum. Am 28. November 1764 wurde die Ehe geschlossen. Germaine de Vermenoux, die dann doch etwas verschnupft darüber war, auf einen Schlag einen Verehrer, einen Geldberater, eine Gesellschafterin und eine Gouvernante verloren zu haben, prophezeite den beiden, sie würden einander zu Tode langweilen, der farblose Bankier und die schöngeistige, unterkühlte Erzieherin. Man hatte Madame, um Komplikationen zu vermeiden, erst im Nachhinein von der Eheschließung unterrichtet. Sie war überraschend für alle möglichen Seiten.

## *Familie Necker, ein »Dreigestirn«*

### Germaines Kindheit und Jugend



#### GERMAINE NECKER ALS KIND

*»Man machte sich einen Spaß daraus, dieses kleine Stück blendenden Geistes herauszufordern, zu verwirren und anzuspornen. Die berühmtesten Geistesgrößen waren es besonders, die sie zum Sprechen bringen wollten.«*

Jeanne-Catherine Rilliet-Huber, Notes

Necker war Millionär. Die erfolgreichen Geschäfte, die er in den vergangenen Jahren getätigt hatte, versetzten ihn und seine Familie in den erfreulichen Zustand finanzieller Unabhängigkeit. Als Schweizer Bürger erwuchs ihm der Vorteil, dass dieses Vermögen auch während der Wirren der Französischen Revolution unangetastet blieb – seine bürgerlich schweizerische Herkunft würde ihm noch so manch anderen Vorteil gewähren.

Doch Necker war ehrgeizig. Obwohl er weiter als Bankier tätig blieb, verfolgte er insgeheim andere Ziele. Er wollte eine öffentliche Rolle spielen als Ökonom und politischer Ratgeber, er wollte Ruhm und dem Land dienen, in dem er lebte und wirkte – Frankreich im Ancien Régime. Doch dafür war ein gesellschaftliches Profil, vor allem seine Präsenz unerlässlich. Suzanne, seine Frau, half ihm dabei. Sie hatte alle erforderlichen Qualitäten dazu.

Mit großem Elan richtete sie sich als Dame eines Hauses ein, das sich der gelehrten Welt von Paris und manch anderem, der ihrem Gatten von Vorteil sein sollte, öffnete. Die verzweifelte Lähmung der letzten Jahre war endgültig vorbei – Jacques Necker schien ihr vom Himmel gesandt, ein »Engel«, so schrieb sie, und in selbigem Brief an eine Freundin versäumte sie es auch nicht, das Jahreseinkommen ihres Angetrauten, das 25.000 Livres betrug, zu erwähnen. Das Ehepaar bezog zunächst eine elegante Wohnung im Marais-Viertel, wo Suzanne etwa ein Jahr nach ihrer Hochzeit von ihrem Ex-Verlobten Edward Gibbon besucht wurde. Gibbon war sehr beeindruckt von dem Reichtum, der Suzanne Necker umgab, und empfand es als »impertinente Selbstsicherheit« des Hausherrn, dass dieser ihn jeden Abend zum Souper einlud, sich dann

zurückzog und ihn mit seiner Frau allein ließ – was bedeute, so schrieb er in seinem Tagebuch, »einen ehemaligen Geliebten als ziemlich unbedeutend zu betrachten«. Suzanne triumphierte nach diesem Wiedersehen. Über Nacht hatte sich ihre Misere in ein Glückslos verwandelt. Ob sie die gleichen berückenden Gefühle für ihren Mann hegte wie dereinst, in Lausanne, für Edward Gibbon, ist fraglich. Doch diese Phase betrachtete sie rückblickend ohnehin nur als eine Verirrung der Jugend. Jacques Necker hatte indes sogar einige Ähnlichkeiten mit Gibbon: Auch er war ein Einzelgänger-Typ, etwas sonderlich, auch er neigte zur Korpulenz und trug (wie dieser) altmodische, aufgetürmte Frisuren, und bei all seinem stillen Wesen war er auch eitel, ja mehr als das, seine Gattin neckte ihn manchmal deswegen in durchaus schonungslos-eloquenter Manier.

Die Auftritte in Gesellschaften waren für Suzanne die eigentlichen Glanzpunkte ihres Daseins und zugleich eine Möglichkeit, die düsteren Gedanken, die in ihr schlummerten, zum Schweigen zu bringen. Am Abend vor ihrer Trauung hatte sie ihrem Bräutigam einen höchst merkwürdigen Brief geschrieben, in dem eigentlich mehr vom Tod die Rede war als vom Eheglück oder von einer gemeinsamen Zukunft. »Wenn ich meine Seligkeit betrachte«, schrieb sie, »fürchte ich, daß sie mir entschlüpfen wird, und ich kann an die Köstlichkeit des Lebens nicht denken, ohne den Augenblick des notwendigen Endes vorzusehen.« Und an Necker gerichtet: »Es kann geschehen, daß die Angst meines Herzens und die düsteren Todesbilder, die es bedrängen, mich daran hindern werden, Dich zu befriedigen.« *Er* aber sei das Band, das sie mit der Welt verknüpfe, nur er. »Laß im Augenblick meines Todes Deine Liebe zu mir am stärksten sein, und mein Sterbetag wird zum schönsten Tag meines Lebens werden.« Sterbetag? Die Dame war 27, gesund und im Begriff, zu heiraten, genau genommen am

folgenden Tag. Was hatte es auf sich mit Suzanne Neckers obskurer Gemütskrankheit und Todesverfallenheit? Ein Vertreter der Tiefenpsychologie spricht in Fällen wie diesem von »ekklesiogener Neurose« und meint den Zusammenhang von neurotischen Erkrankungen und einer hypertroph-religiösen Erziehung, die tendenziell lebensfeindlich und von einem ständigen, drückenden Sündenbewusstsein durchzogen ist. Die Welt hier und jetzt wird als Mangelwelt, als ein Ort der göttlichen Prüfung betrachtet, und je mehr man sich dieser Ursünde bewusst, zum Leiden, zur Duldung und zum Gehorsam bereit ist, umso mehr verdient man sich die Seligkeit dereinst im göttlichen Jenseits. Befremdlich wirken beispielsweise die Briefe, die Suzanne ihrer Mutter nach deren Tod schrieb, als Grabbeilage, wenn man so will; das Zusammenleben der beiden Frauen in Genf in der unmittelbaren Vergangenheit, ohne Mittel, in drückender Enge und in Schuldzuweisungen, wer nun in diesem Leben die größeren Opfer bringe, Suzanne über Jahre in einer quälenden Liebesbeziehung gefangengenommen, muss ein Desaster gewesen sein. In gebetsartigen Anrufen flehte Suzanne jedenfalls die tote Mutter um Vergebung an – Vergebung für was? Zu wenig Demut und klaglose Hinnahme von Entbehrungen? Mangelnde Kindesehrfurcht zu Lebzeiten über dem Hadern, wer am Unglück der jeweils anderen die größere Schuld habe? In Suzannes eigener Tochterbeziehung jedenfalls sollten sich das Schuldzuweisungsmuster und die niederdrückenden Rituale von Vergehen und Vergebung mit sündebehaftetem Unterton auf unheilvolle Weise wiederholen. Die Liebe der Eltern muss man sich verdienen wie die Liebe des herrlichen, aber unerreichbaren und offenbar ziemlich willkürlichen und auch zürnenden Gottvaters; das ist die herbe Botschaft an ein Kind innerhalb solcher Wertmuster. Eine derartige Atmosphäre kann nur Lebensangst schüren, da alle gesunden Kräfte erstickt werden. Nichts von

unschuldiger, bedingungsloser und kraftspendender Liebe. Es war Germanes Mutter-Erbe.

Suzannes größte Angst war, lebendig begraben zu werden. Das Bild trieb sie um, sie war besessen davon, und aus diesem Grunde ordnete sie Jahrzehnte vor ihrem Tod in akribischen Einzelheiten ihre eigene Beerdigung an – wie lange man ihren toten Körper in Alkohol einlegen solle, bevor man ihn einbalsamiere und schließlich bestatte ... Der Gedanke an den Tod beherrschte ihr Leben. Was diese Ängste noch einmal mächtig verstärkte, war das Erlebnis ihrer Schwangerschaft und die Geburt ihrer Tochter am 22. April 1766, sechzehn Monate nach der Eheschließung. Die gesamten neun Monate hindurch war Suzanne eigentlich davon überzeugt, die Geburt nicht zu überleben – was in ihrer Zeit an sich keine Seltenheit war. Je näher der Geburtstermin rückte, umso größer wurden die Ängste, die sie auf Schritt und Tritt, in tagebuchartigen Abhandlungen, ins Große und Weite ausufernd, niederschrieb.

Die Geburt ihres Kindes erlebte Suzanne als ein Trauma. Und ganz konträr zu den Vorstellungen ihrer Zeit räumte sie kräftig auf mit den Mythen von Mutterschaft und von weiblichem Leben. Nach dieser traumatischen Geburt würde sie sich nie wieder »aufs Rad flechten lassen«, wie sie den Vorgang beschrieb, der ihr sowohl im elterlichen Pfarrhause als auch in ihren schönggeistigen Kreisen in seiner Realität völlig vorenthalten worden war. Um die sexuelle Aufklärung war es nicht gut bestellt in der bürgerlichen Blütezeit christlicher Leibfeindlichkeit, in der die Sexualneurosen wohl ihre Höchststände feierten. »Ich gestehe«, so schrieb sie, »daß meine angstvolle Einbildungskraft weit hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Drei Tage und Nächte lang litt ich die Qualen der Verdammten, und der Tod stand neben meinem Bett, begleitet von seinen Trabanten in Gestalt einer Gattung von Männern, die entsetzlicher sind als die Furien und nur

zu dem Zweck erfunden wurden, der Sittsamkeit ein Schrecknis und der Natur ein Ärgernis zu sein. [...] Die abstoßenden Einzelheiten einer Geburt waren so sorgfältig vor mir geheimgehalten worden, daß ich ebenso überrascht wie entsetzt darüber war, und meiner Meinung nach sind die Gelübde, zu denen die meisten Frauen gezwungen werden, wahrhaft tollkühn. Ich bezweifle, ob Frauen freiwillig zum Altar gehen und dort schwören würden, sich alle neun Monate aufs Rad flechten zu lassen.«

In zahlreichen Aufzeichnungen, moralisch-philosophischen Reflexionen, propagierte Madame Necker in den Folgejahren ein geistiges Glück, das auf Seelenfrieden und inneres Einvernehmen mit Gott zielen sollte – fast klösterliche Prinzipien und die Grundlage einer asketischen Lebensform. Sie misstraute den Sinnen, die, wie sie schrieb, den Schwung der Seele behinderten. Diese Auffassung brachte sie in die Erziehung ihrer Tochter mit ein, obwohl sie diese – was geradezu obskur anmutet – an den Lehren von Rousseaus EMILE orientieren wollte. Das Buch war 1762, vier Jahre vor der Geburt von Anne Louise Germaine Necker, erschienen und hatte für großes Aufsehen gesorgt. Ausgehend von der These, dass der Mensch von Natur aus gut sei und nur durch Zivilisation und Gesellschaft korrumpiert werde, plädiert Rousseau in seinem Roman für eine »natürliche Erziehung«, die sich an den natürlichen Instinkten des Kindes, seinen Eindrücken, Gefühlen und spontanen Schlussfolgerungen orientiert. Bis zum fünften Lebensjahr solle die Entwicklung des Kindes nur auf Gesundheit und körperliches Wachstum ausgerichtet sein. Ein Leben auf dem Land, im Einklang mit der Natur könne dieses gewährleisten. So würden die Sinnesorgane geschärft, die Begeisterungsfähigkeit und Aufnahmebereitschaft der kindlichen Seele gefördert, denn alle Begriffe, so meinte Rousseau, werden uns durch die Sinne vermittelt. Mit den Erziehungsmethoden der Suzanne Necker hatten diese Vorstellungen wenig zu tun,

dennoch zog Suzanne sie weitgehend mit Rousseaus EMILE und dem Katechismus in der Hand, nach dem, was sie darin für richtig hielt, auf. Eifrig und pflichtbewusst, wie sie war, sah Suzanne ihre Mutterschaft als große Aufgabe an. Doch die Erfüllung einer Aufgabe ersetzt nicht die Liebe. Germaines erste Biographin, ihre gleichaltrige angeheiratete Cousine Albertine Necker de Saussure, schreibt über Germaines Mutter: »Für die Anmut der Kindheit war Frau Necker nicht sonderlich empfänglich: sie hatte die Natur allzu sehr beherrscht, um die Regsamkeit angeborener Triebe zu bewahren. Was sie lieben sollte, mußte sie bewundern können; eine Zärtlichkeit, welche ganz im Vorgefühl und in der Einbildungskraft daheim ist, mußte ihr einigermaßen fremd bleiben.« Dass Mademoiselle Necker im Einklang mit der Natur ihre Kräfte entfaltete, kann man auch nicht gerade behaupten. Das Kind wuchs im Salon seiner Mutter auf, ausschließlich in geschlossenen Räumen und in der gelehrten Welt von Paris, überfüttert mit geistiger Nahrung und einem Unterrichtspensum, das manchem Hochschulstudenten zur Ehre gereicht hätte. Es war aber viel mechanisches Lernen darin, und wenn Rousseau in seinem EMILE schreibt, auf keinen Fall dürfe man dem heranwachsenden Kind gestatten, mit einem Wust mechanisch erlernter Fakten zu brillieren, dann wurde auch dieser Ansatz nicht von der pädagogisch ambitionierten Rezipientin beherzigt. Ihr Leben lang sollte Germaine eine Abneigung gegen die systematische Aneignung von Wissensstoff beibehalten, gegen lange und konzentrierte Versenkungen, die sie ermüdeten. Ihre geniale Auffassungsgabe erlaubte es ihr, die Dinge sehr virtuos und gleichsam wie nebenbei zu erhaschen, zwischen Ablenkungen unterschiedlichster Art, auch häufig in unmittelbarer kreativer Verwertung, was ihre Umgebung, die sich alles viel mühsamer aneignen musste, verblüffte.

Der größte Gegensatz zwischen Jean-Jacques Rousseau und Suzanne Necker als Pädagogen bestand aber hinsichtlich der religiösen Erziehung. Rousseau plädierte dafür, dem jungen Menschen religiöse Ideen nur mit Maßen und erst ab dem 18. Lebensjahr nahezubringen, da ansonsten die Gefahr bestehe, dass sie für ihn bloße Abstraktionen blieben. Seine »natürliche Religion«, die Erkenntnis der Allgegenwart Gottes, die sich harmonisch in die Seele des Heranwachsenden senke, kommt ganz ohne Dogmen aus, vor allem ohne die selbstzerfleischende Gewissensethik, die Suzannes calvinistisches Erbe war. Germaines wacher Verstand wurde in dieser Erziehung aufs Äußerste kultiviert und gefördert, doch das Kind in ihr wurde erdrückt, die Kindheit gleichsam übersprungen. Germaine war frühreif, geistig enorm empfänglich und leistungsfähig, nach außen hin angepasst – ein Kinderporträt zeigt sie, der Zeit gemäß, als kleine Erwachsene mit rüschenbesetzter Robe und Puderperücke. Geziert war sie nicht, Charakter und Geist blieben immer natürlich – ihrer eigenen Aussage nach, rückblickend, verdankte sie diesen Umstand dem kritischen und geradlinigen Blick ihres Vaters.

Mittlerweile waren die Neckers von ihrer Wohnung im Mahrais-Viertel in ein prächtiges Privathaus in der Rue de Cléry umgezogen. Sie hatten außerdem ein Landhaus in Saint-Ouen, einem eleganten Vorort von Paris, in welchem sie sich in angesehener Nachbarschaft, teils adeliger Familien, befanden. Jacques Necker hatte seinen ersten diplomatischen Posten als Gesandter der Republik Genf am Hof von Versailles und wurde kurz darauf zum Direktor der Französisch-Indischen Handelsgesellschaft ernannt. Die Propagandazentrale in Suzannes Freitagssalon war also nicht ohne Wirkung geblieben.

Neben den Bemühungen um die Erziehung ihrer Tochter Germaine war Suzannes Ehrgeiz ganz auf den Aufbau ihres Salons ausgerichtet. Die »Bureaux d'Esprit«, wie die Salons